



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

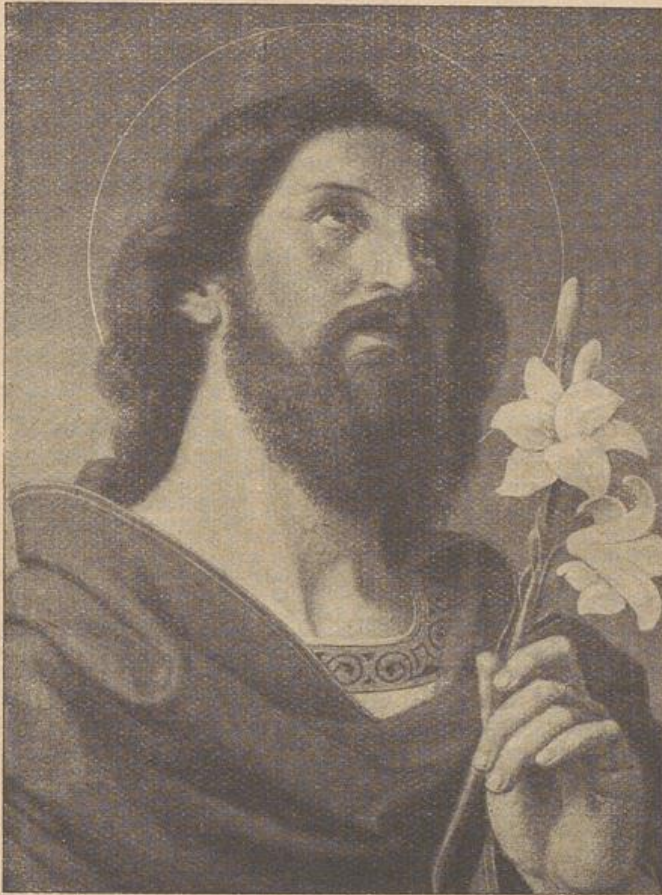
**Caritasblüten aus der Mission
1927**

3 (1927)

Caritasblüten

Nr. 3

1927



Sanct Joseph, keusch und gattergeben Er nahm es ohne Murren, Klagen,
In allem, was der Herr getan, Nach oben hob sich stets sein Blick;
Er mochte nehmen oder geben, Wo Gott es wollte, gab's kein Zagen,
Was Gott getan, er nahm es an. Schien noch so schwer auch das Geschick.

Drum will ihm Gott auch nun gewähren,
Was immer er für uns nur trägt,
Gern stillt Sanct Joseph alle Zähren,
Wenn man das Leid nur zu ihm trägt. —

M. B.

Eine jugendliche Märtyrin in China.

In einem heiteren Frühlingsabend saß ein greiser katholischer Missionar inmitten einer Schar junger Chinesenkinder. Die Sonne war im Begriffe, ins Meer hinabzusinken, und Himmel und Wasser erstrahlten in goldiger Glut. Ein leiser Abendwind flüsterete in den Wipfeln hoher Palmen und verstreute den Duft der blühenden Teestauden und Orangenbäume.

Im Strauchwerk des Haines, wo der Priester mit den Kindern saß, sang ein Vöglein sein Abendslied, und ein Bächlein floß murmelnd vorbei, sonst war alles still ringsum, und man hörte nichts als die Stimme des alten Priesters, der den Kindern von dem Gotteskinde erzählte, das aus dem schönen Himmel auf die arme Erde herabgekommen sei, um den Menschen, die in der Finsternis des Unglaubens wandelten, das Licht des wahren Glaubens zu bringen. Strahlenden Auges schauten die Kinder auf den frommen Pater Felix, und nicht wenige unter ihnen freuten sich schon darauf, gleich die frohe Botschaft von dem eben Gehörten in das Elternhaus zu bringen, wie sie es schon viele Tage getan. In der vordersten Reihe vor dem Priester saß in kostbaren, goldgestickten Seidengewändern zwischen ein paar armen Kindern Li-hang-li, das einzige Kind einer reichen Mutter, die Witwe war. Li-hang-li wohnte mit ihrer Mutter in dem Hause ihres Oheims, eines vornehmen chinesischen Mandarins.

Li-hang-lis Wangen glühten vor Begeisterung, und ihre Augen glänzten in schier überirdischem Lichte, als der Pater jetzt schloß: „Und auch für euch, liebe Kinder, ist der Gottessohn gekommen, und er hat mich zu euch gesandt, daß ich das Himmelslicht, das euch zu ihm führen soll, in euren Herzen entzünde.“

Da beugte sich Li-hang-li auf die Hand des Greises herab und küßte sie unter Tränen. „Führe uns zu Jesus, frommer Vater!“ bat sie flehentlich.

„Noch ist die Stunde nicht da“, erwiderte der Priester; „ihr müßt mit euren Eltern und Angehörigen zu Jesus kommen!“

„Ach, die Mutter möchte wohl, aber der Oheim, der Oheim!“ jammerte das Kind. „Er hat geschworen, alle Christen mit Feuer und Schwert zu vertilgen!“

Pater Felix wußte, daß das Kind die Wahrheit sagte.

In diesem Augenblicke ertönte ganz nahe der Schrei des Goldfasans.

Li-hang-li sprang in die Höhe. „Das ist Ai, der treue Hausdiener“, sprach sie; „die Mutter hat ihn gewiß gesandt, mich zu holen. Ach, frommer Vater, wer weiß, ob ich noch einmal wiederkommen darf! Wenn ich doch schon ein Gotteskind wäre, ich wollte ja Jesus treu bleiben mein Leben lang!“

Nachdenkend stand der Greis einen Augenblick da, indes die Kinder sich still eins nach dem andern entfernten.

Dann, als ob eine höhere Erleuchtung über ihn gekommen, fragte er ernst und eindringlich das vor ihm stehende Mädchen: „Glaubst Du alles, was ich euch vom lieben Gott erzählt habe?“

„Ich glaube es von ganzem Herzen.“

„So folge mir.“

Der Greis ging einige Schritte tiefer ins Dickicht hinein, auf das rinnende Bächlein zu. Das Kind folgte, und in einiger Entfernung ging Ki, der Diener, mit ängstlichen Mienen hinter den beiden her.

Der Priester und das Kind knieten im Waldgrase nieder; dann schöpfte der Greis von dem Quellwasser mit der hohlen Hand, goß es über Ei-hang-lis Haupt und sprach dabei: „Ich taufe Dich im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen!“ Dann segnete er sie und sagte: „Nun bist Du ein Christenkind und sollst Maria heißen. Mögest Du Maria, der Gottesmutter, nachstreben in allen Tugenden!“

Ei-hang-li hatte die Hände gefaltet, sie weinte vor innerer Glückseligkeit und konnte nur leise flüstern: „Dank, Dank, o mein Gott, daß ich nun ein Christenkind bin und dir allein gehören darf!“ Aber schon stand der alte Ki neben ihr und raunte ihr hastig ein paar Worte zu. „Lebe wohl, frommer Vater!“ rief das Mädchen. „Ich muß eiligst heimkehren, der Oheim hat nach mir gefragt.“

In schmerzliches Sinnen verloren, schritt der Greis durch das blühende Tal dem nächsten Dorfe in den Bergen zu, wo er bei einem Neubekehrten wohnte.

Maria aber kehrte mit Ki, so schnell es ihre Füße erlaubten, in das Haus des Oheims zurück. Mit schwerem Herzen ging das Mädchen ins Wohngemach. Ein banges Vorgefühl kommenden Leidens erfüllte ihre Seele. Aber wie der Schatten vor der Sonne, zerrann gar bald die dunkle Furcht bei der seligen Erinnerung, daß sie ja ein Kind des mächtigen Herrn des Himmels und der Erde sei, und daß ihr Glaube sie stark und mutig machen werde, alles Ungemach zu ertragen.

Da trat der Oheim ein. Er war schrecklich anzusehen. Die Zornesader auf seiner Stirne war furchtbar geschwollen, seine Augen funkelten vor Wut, und seine Stimme klang wie ein heiseres Brüllen.

„Auf die Knie mit Dir, Verräterin! Endlich bin ich hinter Dein heimliches Treiben gekommen! Mit den Feinden des Landes verbündest Du Dich gegen Deinen Oheim und Dein Vaterland, mit den fremden Teufeln machst Du gemeinsame Sache! Fluch Dir und Verderben, wenn Du nicht hier auf der Stelle den Christengreueln entsagst!“

„Ach, Oheim, ich habe nichts Unrechtes getan!“ flehte das

Kind und streckte die gefalteten Hände inbrünstig dem Wütenden entgegen. „Ich habe nur die ewige Seligkeit für uns alle begehrt durch Jesum Christum —.“

Maria konnte nicht weitersprechen; ein Faustschlag des Mandarins hatte ihr Gesicht getroffen, und das rote Blut schoß ihr jäh aus Nase und Mund. Dann zerrte der Unhold das einzige Töchterlein seines Bruders an den Haaren in den Hausflur und befahl den herbeigeeilten Dienern: „In den Turm mit der Höllenbrut! An ihr will ich ein Beispiel geben, wie mit denjenigen verfahren wird, die der vaterländischen Religion den Rücken kehren und fremde, verabscheuungswürdige Gebräuche annehmen wollen!“

Die Sinne vergingen Maria vor übergroßer Angst. Der Turm war gleichbedeutend mit dem offenen Grabe. Noch nie war jemand daraus zurückgekehrt. Er stand in schauriger Öde am Meeresufer, weit von allen menschlichen Ansiedelungen entfernt, und durch die engen Löcher, die sich in gewissen Abständen in seiner Außenmauer wiederholten, schleuderten gewissenlose Eltern ihre neugeborenen Kinder, wenn sie krank oder schwächlich waren, in die grausige Tiefe. Kein Zugang führte sonst zu diesem Todesverlies, keiner führte hinaus.

Als Maria nach langem, mühseligem Wandern mit den Schergen an ihrem Bestimmungsort angelangt war, fragte der Anführer sie im Namen ihres Oheims noch einmal, ob sie den Christenglauben abschwören wolle. Da breitete das Kind seine Hände gen Himmel, an dem inzwischen Stern an Stern in wunderbarer Pracht heraufgezogen war, und rief mit leuchtenden Augen und klarer, jubelnder Stimme: „Ich glaube an den einen dreifaltigen Gott der Christen, den Herrn des Himmels und der Erde!“

Da legten die Schergen eine hohe Leiter an die Turmmauer, und der Anführer stieß das Mädchen gewaltsam die Stufen hinauf. Oben angelangt, wandte sich Maria noch einmal um und schaute nach der Richtung, wo ihres Oheims Haus zwischen blühenden Bäumen lag. „Grüßt mir den Oheim und die liebe, arme Mutter, ich werde für sie und für euch alle beten, wenn ich bei Jesus bin.“ Aber schon stieß die Faust des Henkers sie jäh hinab in den düstern Schlund. Dann stieg der Mann, von Entsetzen geschüttelt, die Leiter hinab, zog diese von der Mauer weg und schleppte sie mit seinen Gefährten eiligst nach Hause.

Da lag nun Maria in der grausigen Tiefe. Aber sie wußte es nicht; eine tiefe Ohnmacht hielt ihre Sinne umfangen. In der Nacht änderte sich das Wetter; die Sterne verschwanden, Nebel zogen herauf, und bald rieselte ein feiner Regen hernieder, der durch die unbedeckte Öffnung des Turmes auf das Mädchen hinabfiel und es bald ganz durchnäßte. Da erwachte es aus seiner todesähnlichen Ohnmacht und wurde sich seiner schrecklichen Lage bewußt.

In demselben Augenblick hörte es deutlich rufen: „Li-hang-li, mein Liebling, mein Kind!“ Es war die Stimme der Mutter, die in der Nacht von Hause geflohen war, um nach ihrem unglücklichen Kinde zu sehen. Das Mädchen versuchte, sich aufzurichten, aber umsonst; es sank kraftlos zurück, das Rückgrat war ihm bei dem schweren Falle gebrochen. Aus einer der fußweiten Öffnungen in der Umfassungsmauer tönte die Stimme der Mutter jetzt gerade über dem Haupte des Kindes: „Ich beschwöre dich, Kind, tue jetzt noch den Willen Deines Oheims, wenn auch nur zum Scheine, damit Du nicht grausam untergehst!“

„Ich kann nicht, Mutter, auch nicht zum Scheine! Ich kann meinen Gott und Heiland nicht verleugnen! — Weine nicht, Mutter, bald werde ich ewig glücklich sein!“

Der Jammer der unglücklichen Mutter drang durch die Stille der Nacht und zerriß dem armen Kinde das Herz. Es hätte sich gerne die Ohren zugehalten, um nichts mehr zu hören, aber auch die Arme und die Hände waren gelähmt. Seufzend betete Maria: „Dir zuliebe, o Jesus, will ich leiden, der du mir den wahren Glauben geschenkt hast.“

Die ganze Nacht weinte und jammerte die Mutter um ihr Kind; aber dieses hörte nichts mehr; es war von neuem vor Schmerz in Ohnmacht gesunken. Und als am andern Morgen die Sonne schön und strahlend über den Bergen aufging, schwang sich Marias reine Seele zu ihrem Gott und Herrn empor.

Die Mutter Li-hang-lis aber entfloh in ein entlegenes Frauenkloster der Christen, und der Mandarin, ihr Schwager, wütete grausam mit Feuer und Schwert unter den Anhängern der Lehre Jesu.



Worte der heiligen Theresia vom Kinde Jesu:

Es verlangt mich, die Seelen zu bekehren und zu erleuchten, gleich den Propheten und Kirchenlehrern.

Ich möchte die Welt durchheilen, um deinen Namen, o Gott, zu verkünden und in den Ländern der Heiden und Ungläubigen dein Kreuz, o mein Vielgeliebter, aufzupflanzen, aber nimmermehr könnte ich mich mit einem einzigen Missionsgebiet begnügen.

Ich möchte an allen Orten der Welt zugleich das Evangelium verkünden und vordringen bis zu den fernsten Inseln des Ozeans.

Ich wünsche Missionar zu sein, nicht für einige Jahre, sondern es wäre mein heftigstes Verlangen, es gewesen zu sein, vom Anfang der Welt an durch alle Jahrhunderte bis zur Vollendung der Zeiten.

Die größten Zauberer der Welt.

Humoreske von Schw. Engelberta C. P. S.

Bei einem großen Biergelage in Ostafrika saßen viele Häuptlinge mit ihren Beamten und anderen hervorragenden Eingeborenen beisammen. Sie hielten eben eine große Ratsitzung, zu welcher auch die angesehensten Wahrsager und besonders einer der berühmtesten Zauberer des Landes eingeladen waren. Aber mitten in der Gesellschaft dieses wilden, noch gänzlich unzivilisierten schwarzen Mannervolkes befanden sich auch drei weiße Herren, welche sich einer großen Beliebtheit unter dem kühnen stolzen Wadschaggastamm erfreuten und in der Gesellschaft den Ehrensitz einnahmen.

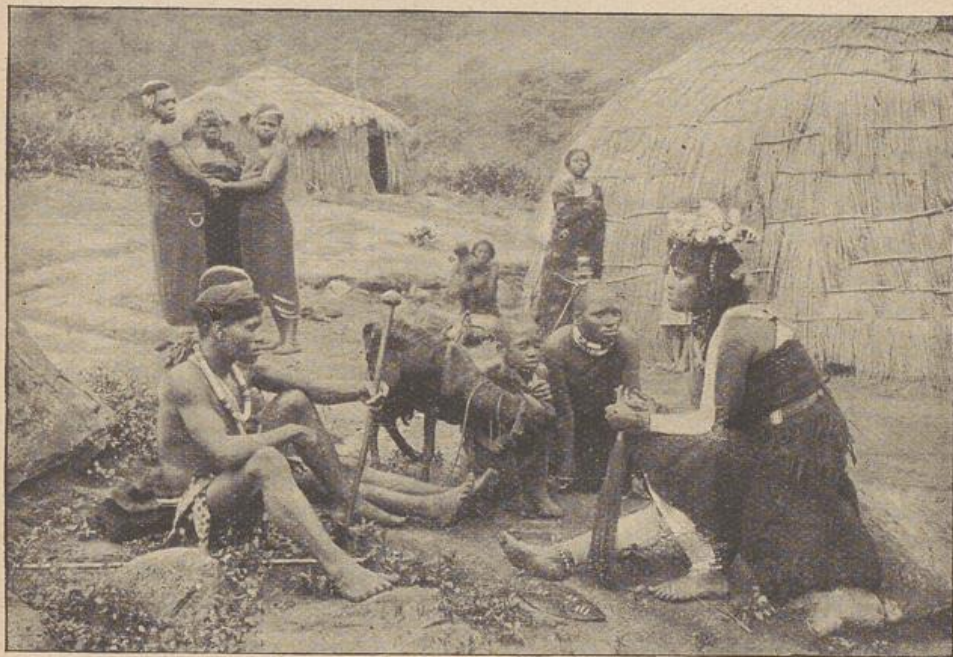
Der Pombetopf ging in die Runde; das gute, wohlschmeckende Hirsebier löste gar bald die Zungen, und nachdem der ernste Teil der Sitzung, in welchem es sich um neue Regierungsgesetze handelte, erledigt war, begann eine fröhliche Unterhaltung.

Häuptling N. N., der sich gerne groß machte mit der Macht und Kühnheit seines Namens, erzählte ganz wunderbare Geschichten noch aus der Zeit seiner Väter: wie er schon als Knabe durch die Macht eines Zauberers unverwundbar gemacht wurde, wie er dann auch niemals im Kampfe, sei es mit Menschen, wilden Bestien oder greulichen Schlangen, erlegen sei. So sprach er lange, und wohl keiner der anwesenden Schwarzen getraute sich, ihm zu widersprechen; alle riefen wie im Chor: „Löwe des Stammes!“, „Elefant!“, „König des Urwaldes!“, „Du nimmerrastendes Wildschwein!“, „Wir sehen es, o Herr, König! Häuptling!“, alles dort einheimische Schmeichelnamen, dann waren sie wieder stille, um die nächste Erzählung abzuwarten und ebenso zu preisen und ihre laute Zustimmung zu geben. Nachdem es so lange, nicht uninteressant für die drei Weißen, zugegangen, ergriff einer derselben das Wort und ersuchte den Häuptling um irgendein Probestückchen dieser seiner vielgepriesenen Zaubereien; übrigens könne besonders der große Schlangen- und Mediziner, der als erster Ratsherr an seiner Seite saß, sicher ebenfalls solche liefern.

Da entstand eine Stille. Verlegen räusperten sich diese Herren Zauberer, vom ersten bis zum letzten, und meinten dann, gerade jetzt wäre nicht der Ort, noch die Zeit und Gelegenheit dazu; aber später wollen sie es tun, er solle einen Termin festsetzen, dann werden sie den weißen Herren schon ihre „schwarzen Künste“ zeigen und es werde ihnen gewiß gruselig dabei zumute werden; auch der redselige Häuptling gab seine Zustimmung, heute aber gehe das nicht.

Da sagte einer der deutschen Herren: „Nun, wenn ihr uns nicht auf der Stelle irgendeinen Fall vorzeigen könnt, dann

werden wir es tun, einer nach dem andern, dann werdet ihr schon sehen, daß wir Weiße viel größere Zauberer sind, als ihr alle miteinander. Um euch, liebe Leute, nicht zuviel zu erschrecken, wollen wir an uns selber Zaubereien ausüben, und zwar solche, daß ihr ganz entsetzt vor uns aufspringen werdet. Als sie die ungläubig lächelnden Gesichter der Eingeborenen sahen, stand der erste auf, nahm mit raschem Griff seine Lockenperücke vom Haupte und zeigte ihnen seinen weißen kahlen Kopf; indessen nahm der zweite Herr sein Glasauge heraus und legte es auf die Hand, während der dritte plötzlich sein ganzes falsches Gebiß präsentierte und mit zahnlosem Munde, weitgeöffnet, die Schwarzen anlachte.



Besuch vom Zauberer.

Entsetzt ob solcher dreifachen Zauberei sprangen die Schwarzen auf, und laut die Macht, Gewalt und eingesehenen Zauberkünste preisend, stoben die Schwächer auseinander. „Groß ist die Macht der Weißen: Dampfsroß, Schiffe, sogar fliegende, können sie bauen, und sich selber Haare, Zähne, sogar Augen aus- und einnehmen, sich Füße und Arme machen“, riefen sie aus.

✻ ✻

Lustige Ecke.

Polizeiverordnung aus alter Zeit. Während der Sommermonate müssen vom Beginn der Dunkelheit ab alle Läden geschlossen und alle Schau-
fenster verhängt werden. Die Dunkelheit tritt ein, sobald die städtischen Laternen zu brennen anfangen.

Neue Missionsstationen in Transvaal.

De Wildt bei Pretoria, Dezember 1926.

Aus einem Briefe unserer Mutter Hilaria, Provinzialoberin in Südafrika, an unsere Ehrw. Mutter Generaloberin entnehmen wir über die letzte neue Gründung in Transvaal folgendes: Die Mission „De Wildt“ ist etwa 35 Meilen von Pretoria entfernt und liegt an einer Bergkette; grünes Gebüsch und große nackte Felsen dazwischen wechseln ab, ein Lieblingsaufenthalt zahlreicher Affen. Nach dem Süden zu liegt vor uns ein grünes Tal, eine mit blühenden Dornsträuchern und anderm Gebüsch bewachsene Ebene. Diese Fläche zu durchschreiten, um zum nächsten Gebirge zu kommen, würde wohl sechs Stunden Zeit in Anspruch nehmen. Denselben weiten Blick bekommen wir, wenn wir nach Westen und nach Osten sehen. Nur hie und da tauchen riesige Felsblöcke auf, dazwischen schattige Bäume und Gebüsch. Eingeborene und europäische Farmer haben hier große Felder. Der Boden ist fruchtbar; jedoch sehr trocken, weil es zu wenig regnet. Das Gras ist gegenwärtig verbrannt wegen großer Trockenheit. Das Vieh sucht sich Futter an den Dornsträuchern. An Flüssen und Quellen ist großer Mangel. Rev. Pater De Hoore ließ auf der Missionsstation einen Brunnen graben von 30 bis 40 Fuß Tiefe. Das Wasser ist sehr klar und frisch und wird von allen Leuten aus dem Dorfe geholt. Eine halbe Stunde von hier wird ein Store gebaut, und das Wasser muß hier geschöpft werden. Sie können sich denken, wie mühsam das ist. Die Mission liegt eine halbe Stunde von der Bahnstation entfernt, jedoch so günstig am Bergabhang, daß man das ganze Dorf der Eingeborenen überschauen kann.

Das Volk ist gut. Die Leute haben hier keine runden Hütten wie die Eingeborenen in Natal, sondern Häuser mit 2—3 Zimmern von gebrannten Ziegeln oder von Bruchsteinen, oder aus Blech, zuweilen auch nur aus gestampfter Erde. Was die Religion betrifft, haufen hier verschiedene Sekten, wovon jede ihre Kirche und ihre Schule hat. Doch gibt es hier auch schon einige 100 Katholiken, welche in der Kirche große Ehrfurcht an den Tag legen; mehrere von ihnen kommen jeden Morgen zur heiligen Messe und singen mit schönen kräftigen Stimmen das Lob Gottes.

Unsere Kirche ist aus Bruchstein gebaut und eine ziemlich große Glocke ladet mit ihrem traulichen Klang die Christen zum Gottesdienste ein. Edle Wohltäter haben das Innere derselben mit einigen Statuen geschmückt. Es ist sogar ein kleines Harmonium da, und das ist viel.

Gehen wir nun zur Schule. Sie besteht aus zwei großen Zimmern, wovon das eine momentan das Klösterchen ersetzen muß. Dieses Schulzimmer ist also je nach Tageszeit: Schlaffaal,

Speisesaal, Küche, Arbeitszimmer. Die Eingeborenen machen aber schon Ziegel und bauen ein kleines Missionsklosterchen, das natürlich sehr bescheiden wird. Die Volkssprache ist sehr gemischt. Wir hören Sesutu, Englisch, Holländisch und Fzizulu. Nächste Woche werden die Schwestern in der Kirche das Presbyterium mit einem Vorhang abschlagen, um dann in dem kleinen Schiff der Kirche mit dem Unterricht beginnen zu können. Das muß sich alles erst nach und nach entwickeln. Aller Anfang ist ja schwer, aber Gottes Hilfe ist sichtbar und jede Seele, die gewonnen wird; ist ein neuer Ansporn zur Schaffens- und zur Opferfreudigkeit.

(Fortsetzung folgt.)



Kreuzesegen.

Muß ich vorübergehen
An einem Kreuzesstamm,
So bleib ich gerne stehen
Und blick aufs Opferlamm:
Dem aus gar vielen Wunden
Das Blut in Strömen rann,
Damit die Menschheit kann
Von ihrem Weh gesunden!

Sonst lagen wir in Ketten
Der alten Sündenlast,
Und niemand, uns zu retten,
Erschien mit Siegeskraft;
Nur Jesus warf danieder
Den Bann mit seiner Huld
Und hob uns aus der Schuld
Zur Freiheit Gottes wieder!

Sonst glich der öden Wüste
Das Herz mit seinem Harm,
Kein Glückeshort uns grüßte,
Wir weinten bang und arm;
Mit Jesus ist verschwommen
Des Grames Zährenflut;
Das reichste Gnadengut
Ist uns mit ihm gekommen!

Das sind die Lichtgedanken,
Wie Frühlingsblumen mild,
Die meine Brust durchranken
Vor jedem Kreuzesbild;
Und stets beim Weiterstreiten
Mein frommes Bitten blieb:
O, möchte Jesu Lieb'
Zum goldnen Ziel mich leiten!

Schlangen-Geschichten.

Von Schw. Engelberta.

Schlangen, giftige, böswillige, aber auch ganz harmlose gibt es in Afrika überall. In Südafrika noch mehr als in Ostafrika, das heißt, man begegnet ihnen in Ostafrika seltener, weil sie sich in der üppigen Vegetation in Gebüsch, in dem hohen Grase so gut verbergen können. Nicht selten sieht man ziemlich große, bis zwei Meter lange, armdicke Schlangen von Bäumen herunterhängen oder sich um die Äste schlingen; sie sind meistens so grün wie das Laub. Riesenschlangen gibt es hier am Kilimandscharo auch recht häufig; sie besuchen gerne die Viehställe. Vor mehreren Jahren kamen nacheinander in kurzen Zwischenräumen vier Riesenschlangen in den Hühnerstall von Kilema und fraßen ziemlich viele Hühner auf. Endlich gelang es, ihrer habhaft zu werden. Eines Morgens nämlich ging Schwester Mathilde, die Oberin, sorgenvoll wieder in den Hühnerstall, um zu schauen, wie viele Hühner wieder verschwunden sind. Als sie nähertrat, sah sie eine große, mehrere Meter lange Riesenschlange in der Ecke nahe einem Hühnerneße zusammengerollt liegen. Schnell nahm sie eine Hacke und schlug auf das Reptil los, welches, da es ganz gesättigt war, sich nicht schnell genug erheben konnte. Ein paar große Mädchen kamen dann herbeigeeilt, um der Oberin zu helfen, und töteten in kurzer Frist das gefährliche Tier. Die Schlange hatte wieder nicht weniger als vier Hühner und zwei kleine Gänse verschlungen. Nicht lange währte es, da ging der Jammer im Hühnerstall wieder los. Der schöne, bunte Haushahn, eine junge Truthenne und noch manch anderes nützliches Federvieh waren verschwunden. Wieder fand Schwester Oberin eine Riesenschlange, diesmal eine noch größere und stärkere als das erstemal, und wieder griff die Mutige so rasch als möglich nach irgend einem Mordinstrument. Da dieses Riesentier einen Fluchtversuch machen wollte, eilten schnell größere Mädchen zur Hilfe herbei. Nun war einige Zeit Ruhe, und die armen Hühner hatten sich von dem Schrecken der nächtlichen Schlangenbesuche wieder erholt. Doch nicht allzu lange, da fand sich eines Morgens wieder eine mächtige Riesenschlange ganz zusammengerollt in einer Ecke des Stalles. Schon wollte die nichtsahnende Schwester den dunklen Knäuel mit der Hand visitieren, hatte aber einen guten Schutzengel, denn, als sie gerade den Arm ausstreckte, fuhr die Schlange mit dem Kopfe empor und zischte hörbar, jedoch machte sie keinen Versuch, die Schwester anzufallen, sondern schlüpfte so schnell als möglich unter den Brettern des Stalles ins Freie hinaus. Ihre Verfolgerinnen aber ließen nicht nach, bis die Flüchtige eingeholt und mit Stöcken totgeschlagen war. Auf diese Weise wurden vier

Riesenschlangen durch Schwester Mathilde in Kilema aus dem Wege geschafft. Es war ein großes Wagnis, denn einmal könnte eine solche Riesenschlange doch den Angreifer umschlingen und erdrücken.

In einer anderen Station am Kilimandscharo ist nämlich ein Eingeborener im Kampfe mit einer Riesenschlange unterlegen; man fand ihn, von der Schlange fest wie um einen Baumstamm gewunden, erdrückt. Nicht nur die Riesenschlangen sind zu fürchten, sondern noch mehr eine andere sehr boshafte und giftige Art, die nicht die Flucht ergreift vor den Menschen, wie es gerne die feige Riesenschlange tut, sondern ihn direkt verfolgt.

Es sind schon mehr als 40 Jahre her, daß Pater Gommenginger auf einer Missionsreise von einer giftigen Schlange gebissen wurde. Sofort fiel ihn eine Art von Wut an, welche ihm zwar nicht das ganze Bewußtsein nahm, aber, wie er selbst sagte, ihn in entsetzliche Aufregung versetzte. In diesem Zustande kehrte er in die etwa 40 Minuten weit entfernte Mission zurück. Der Bruder, der ihn begleitet hatte und bewaffnet war, folgte ihm in einem ziemlich weiten Abstände, aus Furcht, der arme Pater möchte sich an ihm vergreifen. Zu Hause nahmen die Wutanfälle wechselweise ab und zu. Der Bruder brannte dem Kranken die verwundete Stelle mit Pulver aus und gab ihm recht energische Medikamente.

Inzwischen suchte er alle Ecken und Winkel aus, um Bretter zum Anfertigen eines Sarges zu sammeln, denn er dachte nicht anders, als daß der gute Herr an Blutvergiftung sterben werde. Allein er fand keine Bretter; denn zuvor hatte man alle aufgebraucht für einen am Fieber verstorbenen Pater, und wäre hochwürdigster Herr Pater Gommenginger gestorben, so hätte er ihn einfach in ein Tuch einhüllen und so ins Grab hinabsenken müssen. So aber, Gott sei Dank, genas der Patient, mehr durch ein Wunder auf die Fürbitte des heiligen Joseph, als durch die kräftigen Arzneien, welche der gute Bruder ihm verabreichte. Im allgemeinen hört man hierzulande wenig von tödlichen Schlangenbissen. Ubrigens hat man auch starkes Gegengift dafür.

Eine interessante Schlangengeschichte erzählt eine christliche Indierfrau, welche mit einer sonst bössartigen Schlange ganz intim wurde. Selbst zwischen ihrem Söhnchen und dieser Schlange entspann sich ein ganz kameradschaftliches Verhältnis. Die sonderbare Hausfreundin kam oft und trank die Milch, welche ihr die Mutter in einem Näpfschen vor die Türe stellte, und der Kleine jauchzte und lachte und durfte sie sogar ohne Gefahr mit seinem Holzlöffel auf das grünschillernde Köpfschen schlagen. Die Indierfrau behauptete steif und fest, daß der Spruch: „Die Schlangen seien falsch“ nicht wahr sei, und auch ihr Bübchen liebte das Tier und suchte nach ihm, wenn es längere Zeit nicht erschienen war.

Manche Schlangen sind ganz unschädlich, vielmehr nützlich, denn sie fangen fleißig Ratten und Mäuse. Auf einer Station in Ostafrika hatte eine Schwester eine ziemlich große, schwarze Schlange immer in der Küche und in der Vorratskammer sehr gerne, denn sie fing ihr alle Mäuse und Ratten weg, welche hier so groß sind, daß sich die Hauskatze meist vor ihnen fürchtet und, wenn sie einmal von solch einer Ratte gebissen wurde, keine mehr fangen will.

In Natal, Südafrika, begegnet man den Schlangen häufiger, als hierzulande. Auf unseren Wanderungen von der Hauptstation bis zur Tageschule nach Maria Loretto hinauf kamen wir gar oft auf dem einsamen, wenig begangenen Fußpfad mit Schlangen zusammen. Die mich begleitende Schwester Donata war eine echte Schlangentöterin. Keine entkam ihr, jede wurde verfolgt, bis es ihr gelang, der Schlange den Kopf zu erschlagen. Ich dagegen habe während der vielen Jahre, welche ich bereits in Afrika verlebte, auch nicht der kleinsten den Garaus gemacht — sondern bin jedesmal flink zur Seite gesprungen, und es ist mir trotz vieler solcher Begegnungen noch nie etwas passiert.

In den ersten Jahren gab es in Mariannahill und auf den Außenstationen überall sehr viele Schlangen, weil soviel wildes Gestrüpp, Dornen und Gestein dort war, wo sich dies Reptil gut verbergen konnte. Nie ist bei uns Schwestern ein Unglück geschehen, und wenn auch die eine oder andere bei der Arbeit im Garten in den Arm, die Hand oder den Fuß gestochen wurde, so war der Biß doch niemals tödlich, sondern die Betreffende konnte in kurzer Zeit wieder geheilt werden. Im Stalle dagegen haben diese Schlangen schon häufig großen Schaden gebracht und nicht selten ein schönes, oft noch junges Pferd oder einen Ochsen oder eine gute Milchkuh durch ihren Biß getötet.

Die Schlangen sind wohl auch Geschöpfe Gottes und zu uns Menschenkindern nicht immer so böse, wie sie verschrien sind. An einem heißen Sommertage saß eine Schwester während der Maisernte im Felde unter einem schattigen Baume. Es war gerade Ruhepause, und auch die eingeborenen Mädchen, welche Maiskolben auf einen Haufen sammelten, setzten sich in ihre Nähe. Obwohl es recht heiß war und sie alle müde von dem fleißigen Ernten waren, sangen sie doch in dieser angenehmen Ruhepause ein liebliches Marienliedchen, und weithin hallten ihre kräftigen glockenhellen Stimmen. „Unter deinen Schutz und Schirm, Maria, fliehen wir“, so schallte gerade noch der Schlußrefrain hinauf zum Himmelsdome und, wie es schien, nicht umsonst, denn als die gute Schwester aufstehen wollte, da fühlte sie so etwas Schweres in der aufgesteckten Schürze liegen; es war eine dicke, große Schlange, die offenbar in ihrem Schoße geschlafen hatte. Während aber die schreienden, aufspringenden Mädchen nach Stöcken suchten, machte sich die Schlange, selbst erschrocken, eiligst davon.

Unzählige solcher Geschichten, wahre, wirklich erlebte, könnte ich anführen und bin überzeugt, wenn unsere lieben Mitschwester hier im Süden, Westen oder Osten von Afrika diese Zeilen lesen, werden sie sagen: O, wir haben noch ganz andere Schlangengeschichten erlebt.



Geschichte der Mission „Unserer lieben Frau von der unbefleckten Empfängnis“ in Morogoro, D.-O.-A.

(Fortsetzung.)

Morogoro hat eine zahlreiche Bevölkerung; namentlich wimmelt es von Kindern, was man von den übrigen Ortschaften des Landes nicht sagen kann, in denen aus abergläubischen Beweggründen viele Kinder ermordet werden. Auch trifft man fast alle Tage Karawanen von der Küste oder aus dem Innern der Stadt, und da sie gewöhnlich Lebensmittel einkaufen, so sind diese hier viel teurer als in der Umgegend.

Der derzeitige Häuptling hieß Kingo; er ist ein Bruder der Königin, zählt ungefähr 20 Jahre und wäre ein recht ordentlicher Mensch, auch gar nicht dumm, wenn er nicht zuviel dem Pombe zuspräche — mit dem Namen Pombe bezeichnen die Eingeborenen ein aus Sorgho gebrautes Getränk, welches unter anderem die Eigenschaft hat, zu berauschen.

Simba-Muene hat Morogoro verlassen, um drei Stunden weiter östlich ein neues Dorf zu gründen. Dieses nennt sich „Muahese“, und hat die vorsichtige Königin dasselbe mit einer Ringmauer aus Holz und Lehm umgeben lassen, welche jeden Überfall vereiteln und gegebenenfalls den mächtigsten Belagerungsmaschinen Trotz bieten soll — den afrikanischen natürlich!

Am 8. Dezember gelangten wir hier an. Es war das Fest der unbefleckten Empfängnis Mariä. Die liebe Gottesmutter wollte uns, wie es scheint, selbst zu diesem verlassenem Volke führen, damit es endlich an der großen Gnade der Erlösung teilnehme. Zum Danke hierfür sollte unsere Niederlassung den Namen „Mission zu unserer lieben Frau von der unbefleckten Empfängnis“ erhalten.

Da Pater Baur und die Karawane ziemlich weit hinter mir geblieben waren, setzte ich mich bis zu ihrer Ankunft unter einen Baum. Kaum hatte ich mich niedergelassen, als schon eine Festungswache auf mich zugeeilt kam und mich in das Dorf hineingehen hieß. Mittels Zeichen gab ich zu verstehen, daß ich nicht allzuweit sei und vorerst meine Reisegefährten abwarten müsse. Hierauf machte der Soldat kehrt und lief auf seinen Posten zurück. Die Königin war abwesend und sollte vor Abend nicht zurückkommen.

Am andern Morgen, wir hatten gerade die heilige Messe beendet, ließ sie melden, daß sie in höchst eigener Person uns besuchen werde. Da der Name Simba-Muene weithin rühmlichst bekannt war, hielten wir uns gefaßt, eine Art Semiramis oder Cleopatra in großer Pracht und Herrlichkeit, mit entsprechendem Gefolge vor uns erscheinen zu sehen. Wie verblüfft waren wir darum, als zu uns hereintrat, ganz allein, eine alte Negerin mit glattrasiertem Scheitel, pockengrubigem Gesicht, einer bloßen Leinwand um die Lenden, einem Stühlchen aus Ebenholz auf dem Arme (Simba-Muene nimmt ihren königlichen Tron, das Ebenholzstühlchen, immer mit, wenn sie Besuche abstattet), armselig, wie das letzte Sklavenweib, und es hieß: das ist die große Simba-Muene, die Königin der Wasigna! Aber, dachte ich bei mir, das ist ja viel mehr ein Krautständer, auf den man einen Kopf gesetzt hat! — Der Vergleich ist zwar nicht poetisch, aber der Wahrheit entsprechend.

Anfänglich war ihre Majestät — denn sie war es, wie sie lebte und lebte — etwas befangen und mißtrauisch, fragte nach dem Zweck unserer Reise und ob wir ein Empfehlungsschreiben hätten. „Freilich“, antwortete Pater Baur und überreichte ihr einen Brief des Groß-Beziers, des Sultans von Zanzibar. „Gut,“ erwiderte sie, „ich werde mir denselben von jemand, der arabisch versteht, vorlesen lassen. Was übrigens Ihre Ansiedlung im Lande betrifft, so habe ich persönlich nichts dagegen. Doch kann ich Ihnen keinen endgültigen Bescheid geben, bis ich die diesbezüglichen Ansichten meiner Häuptlinge vernommen habe.“ Hiermit brach sie die Unterhaltung ab, und, ohne einen Knick gemacht zu haben, war die große Simba-Muene wieder verschwunden. Wir unsererseits brachen das Zelt ab und setzten unsere Reise weiter fort.

Kingo, der Häuptling von Morogoro, empfing uns recht freundlich. Zwei Tage kampierten wir unter unserem Zelte. Da indes die Verhandlungen sich in die Länge zogen, sahen wir uns genötigt, eine Hütte zu mieten. Wir fanden eine, aber welche! Sie war niedrig, ungesund, oben dem Regen geöffnet, der



Reise per Ochsenwagen in Süd-Afrika.

uns zwei- oder dreimal zu ertränken drohte, während von den Flanken her der Wind uns den Unrat der ganzen Stadt ins Gesicht schleuderte. Morogoro ist unstreitig der schmutzigste Ort, den ich je bei den Wilden angetroffen habe. Ach, was haben wir in jener unseligen Hütte nicht alles ausgestanden!

In Muahela hatten wir ziemlich deutlich vernommen, daß sich eine Oppositionspartei gegen uns bilden werde. „Lassen wir die Weißen hier ansässig werden,“ hieß es, „dann werden wir nicht mehr Herr und Meister bei uns sein.“ Einer namentlich sprach sich frech und offen gegen uns aus. Es war ein gewisser „Gomera“, der frühere Gemahl der Königin, von der er wegen seines unverträglichen Charakters geschieden, aber nichtsdestoweniger eine der einflussreichsten Persönlichkeiten geblieben war. Dieser ging soweit, daß er uns förmlich und unter Drohungen gebot, weiterzuziehen. Und als wir ihm einen zweiten Brief des Groß-Beziers unterbreiteten, weigerte er sich schlechterdings, denselben anzunehmen, mit der Bemerkung, daß, da er des Lesens unkundig sei, man ihm jedes beliebige Geschreibsel vorlegen und davon behaupten könne, es wäre ein Brief vom Groß-Bezier. — Die Königin und ihr Bruder getrauten sich nicht, Gomera an den Kopf zu stoßen. Was nun tun? Beten, gedulden und festhalten!

Da das Land unter dem Protektorate eines arabischen Bevollmächtigten stand, den Pater Baur sehr gut kannte, so schrieb dieser an jenen einen Brief, worin er demselben mittheilte, was vorging, und ihn bat, gütigst intervenieren zu wollen. Leider war der betreffende Bevollmächtigte abwesend, und nun ging die Sache weiter, als wir gehnt hätten. Unser Bote schiffte sich geradeswegs nach Zanzibar ein und trug die Angelegenheit an allerhöchster Stelle vor. Sofort legte der französische Konsul beim Sultan Beschwerde ein, der seinerseits noch an demselben Abend einen Extraboten an die Königin und an Gomera absandte.

Während dieser Zeit wurden wir fast alle krank, was bei der ungesunden Wohnung, der schlechten Kost, namentlich aber bei unseren hangen Sorgen um die Zukunft kein Wunder war. Zum weiteren Unglück trafen um Weihnachten noch zwei andere Konfratres ein. Pater Maurer, der bei mir bleiben, und Pater Le Roy, der mit Pater Baur die Forschungsreise weiter fortsetzen und wieder mit ihm nach Bagamoyo zurückkehren sollte. Beide waren fieberkrank und hatten geschwollene Füße. Bis jetzt hatten wir kaum alle Platz in unserer armseligen Hütte, jezt aber waren wir zum Ersticken zusammengedrängt. Die Lage war unhaltbar; sie hätte uns alle dem Tode zugeführt. Trotz eines starken Fiebers, trotz der Ruhranfälle, woran ich litt, und trotz des schlechten Wetters machte ich mich auf die Suche nach einem gesünderen Aufenthaltsort bzw. einem endgültigen Ansiedlungsplatze. Ich spähte Wald und Fluren, Berge und Täler aus, bis ich endlich einen fand, der mir zusagte. Herrlicher ließ er sich kaum träumen; auch Pater Baur gefiel er ungemein. Im Hintergrunde erheben sich die Berge des Usagara, deren Spitzen sich hoch droben in den Wolken verlieren; rechts und links reihen sich wellenförmig aneinander prachtvolle Hügel; vor sich hat man gleich einem buntpfarbigen Teppich eine wald-, pflanzen- und blumenreiche Ebene, welche in fast unabhbarer Ferne durch das Usignagebirge abgeschlossen wird, dessen letzte Ausläufer die Berge von Mhonda sind, wo Pater August (Pater Gommengingers Bruder) sich befindet. Die Gesamtansicht ist entzückend, besonders bei Sonnenauf- und -niedergang. Ganz in der Nähe rauscht kastadenartig von Fels zu Fels ein mächtiger Gießbach, Lungene genannt, der sowohl zu Bewässerungs- als auch zu Industriezwecken verwendet werden kann. Wieviel schöner und großartiger wird die Landschaft dem Auge eines Christen, eines Priesters erst erscheinen, wenn sich einmal im Tale und auf den Abhängen der Hügel und Berge das Haus des Herrn als Zeuge des Gebetes und der Gottesliebe in den blauen Äther erheben wird! Zwar sind wir noch nicht so weit, aber schon jezt ist der Gedanke trostreich, daß Gott sich würdigte, uns zu den ersten Glaubensboten dieses Landes zu erwählen. Möchten wir darum auch im Geiste der Loschälung uns immer mehr vervollkommen, um so stets mehr der großen Aufgabe, mit welcher uns der göttliche Heiland betraut hat, zu entsprechen.

Nach meiner Entdeckung erklärte ich Kingo, daß ich durchaus nicht gewillt sei, mich in Morogoro begraben zu lassen, und daß ich sofort, ob mit oder ohne seine Erlaubnis, in die Berge ziehen werde. Alsdann versammelte ich unsere Jünglinge, und alle mit Spaten, Hacken, Äxten und Sägen bewaffnet, begaben wir uns an die oben bezeichnete Stelle. Ich schlotterte vor Fieber; gleichwohl hieb ich den ersten Baum um und hieß die Jünglinge aus den Ästen eine Hütte errichten. Abends stiegen wir wieder vom Berge herunter, um dann andern Tags die Arbeit fortzusetzen. Diesmal nahmen wir auch einiges Küchengeräte, etwas Proviant und das Zelt mit, fest entschlossen, unsere Position nimmermehr aufzugeben. Gegen Mittag war bereits eine zweite Hütte fertiggestellt. Dann aber riß mich das Fieber um, und ich mußte wohl oder übel unter dem allem Wind und Regen zugänglichen Zelt 24 Stunden liegen bleiben. Als ich mich ein wenig erholt hatte, griff ich sofort wieder nach Äxt und Säge; zwei weitere Hütten wurden gebaut, eine für den Bruder und eine für mich.

Gleich nach den ersten Tagen aber gewahrten wir, daß wir auch Nachbarn hatten. Eines Abends hatten sich einige Ziegen auf ihrem Spaziergang verlaufen, und ich ging, um nach ihnen zu sehen. Nur mit einem Stocke bewaffnet schritt ich über die Wiese, als sich plötzlich vor mir aus dem bis an die Hüften reichenden

Grase ein gewaltiger, goldgelber, zornig erregter Löwenschweif aufrichtete. In demselben Augenblick hörte ich ein dumpfes Brummen; ich kann mich eben noch bücken und schon fliegt ein Löwe mit riesengroßem Saß über mich hinweg. Er trug ein Wildschwein und sprang damit so leicht davon, als wäre es ein Kähhchen gewesen.

Am 6. Januar kam der Extrabote des Sultans. Er brachte ein Schreiben an Gomera folgenden Inhalts:

„Im Namen Gottes! Hamed-ben-Seid, Seliman-Hamedan. Mwana Gomera: Gruß! Zuvörderst erinnere ich Dich daran, daß Du vor langer Zeit schon versprochen hast, mich in Zanzibar zu besuchen; bisher aber bist Du noch nicht gekommen. Meine Frau starb mir dahin, und Du kamst nicht; mein Kind hat mir der Tod entrißen, und Du kamst wieder nicht. Du hast mir Elefantenzähne zu schicken zugesagt, aber es nicht getan. Und nun frage ich: Wo bleibt denn Mwana Gomera? Was ich Dir noch zu sagen habe, ist dieses: Die französischen Patres sind nach Morogoro gereist, um das Land anzusehen und ein Haus zu bauen, wenn es Gott gefällt. Und ich verlange nun, daß Du sie gut aufnimmst, ihnen in jeder Weise behilflich seiest und sie mit ausgesuchter Höflichkeit behandelst. Alles Entgegenkommen, das sie finden, sehe ich als mir erwiesen an, und alle Unbilden, die gegen sie gerichtet sind, betrachte ich als Verunglimpfung meiner selbst; denn ich und die französischen Patres, wir halten uns beim Finger. So ist der Wille des Sultans Seid-Bargasch-ben-Seid-Seid, den Gott erhalten wolle, wenn es ihm gefällt. Ich schicke Dir zwei Männer; sie bringen Dir ein goldgesticktes Hemd und eine Mütze. Gruß!

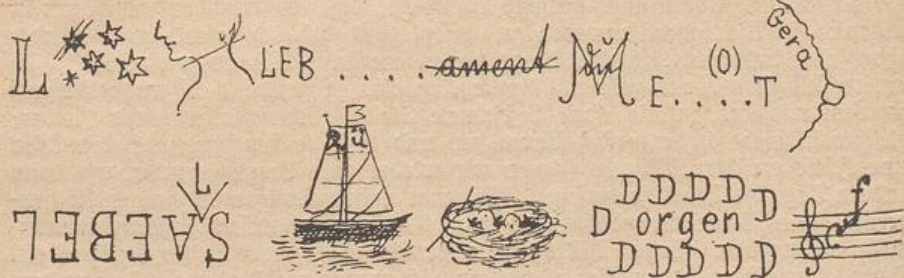
Gezeichnet: Hamed-ben-Seid-Seliman.

Auf diesen Brief hin vollzog sich ein jäher Umschwung in den Gesinnungen Mwana Gomeras. Er kam an kein Ende mit dem Bemühen, sich zu entschuldigen, und fand nicht Worte genug, seine tiefgefühlte Freundschaft auszudrücken. „Was wollt Ihr, edle Männer? Grund und Boden?“ fragte er. „Da! so viel Ihr verlangt. Braucht Ihr Arbeiter? Alle meine Leute stehen Euch zu Diensten. Wohin gedenkt Ihr, Eure Hütten zu bauen? Und wäre es auf steiler Bergeshöhe, auf meinem Rücken trüge ich Euch hinauf.“

Wir hatten allen Grund, uns darüber zu freuen, daß der unverblümte Brief und das goldgestickte Hemd so vortrefflich gewirkt haben. Die Gründung der Mission war gesichert; nun hieß es, das Werk vollenden.

✻ ✻

Bilderrätsel.



Rätsel.

Wir sind's gewiß in vielen Dingen,	Solang wir leben sind wir's eben
In allem aber sind wir's nicht;	Von Geist und Angesicht,
Die sind's, die wir zu Grabe bringen,	Und weil wir leben, sind wir's eben
Und diese sind es dennoch nicht.	Zur Zeit noch nicht.